

IV. Im Schatten des Allmächtigen

Der Missionar Bößhardt hat seine Schicksale in China zusammengefaßt unter dem Titel „Im Schatten des Allmächtigen“. Wer wie wir Schlesier die Jahre 1945 und 1946 hinter dem eisernen Vorhang gelebt hat, der weiß etwas von solchen Erlebnissen. Sie mögen im einzelnen anderer Art sein als in der Welt Chinas, aber sie sind nicht minder erregend und gefährvoll. Und in einem Punkte jedenfalls möchten sie gern mit jener Schilderung übereinstimmen: in dem Lobpreis Gottes, wie ihn der Titel sagt: Unter dem Schatten des Allmächtigen. Das ist das Große jener Zeit, daß das Glaubensleben aus aller Theorie herausgerissen wurde und *hineingestellt in den Ernstfall*. Wir haben für unsre Verkündigung viel gelernt. Wir lassen nicht rütteln an der Tatsache: Jesus lebt und Jesus siegt! Wir lassen aber ebensowenig rütteln an der andern Tatsache, wie klein und jämmerlich der Mensch ist mit Furcht und Zittern, mit Irren und Fehlen. Damit wir klein würden ganz klein, dazu ist diese Zeit über uns gekommen als ein Bote des Herrn, der uns liebt. Darin liegt ihr Segen. Darum dürfen wir sie nicht vergessen. Richte Dir Denksteine auf!

Solch ein Denkstein sei auch dieser Bericht. Eine Anamnese möge er sein, ein Gedenken. „Erinnern“ heißt: etwas inwendig bewegen und dann festhalten. Von vornherein sei es gesagt: Nicht menschliche Größe soll hier sichtbar werden, nur Einer ist zu rühmen: unser treuer Herr! So allein kann solch ein Bericht vom schlesischen Schicksal vielleicht auch manchem Leser helfen, der selbst mit Bangen in die Zukunft der Kirche schaut.

Ich möchte diese Darstellung in 3 Kreise ordnen, die konzentrisch sind und einen Mittelpunkt haben. Der Mittelpunkt heißt: Jesus und Sein Wort. Die Kreise entsprechen der Arbeit, in welcher der Berichterstatter stand. Dabei soll vermieden werden, daß die Darstellung nur persönlichen Charakter trägt. Es sollen mehr Bilder sein, in denen der Berichtende nur einer ist neben vielen, denen es ebenso ging. Die Kreise sind gewissermaßen Arbeitskreise aus jener Zeit und umfassen:

- a) das Blickfeld des Superintendenten,
- b) die Aufgabe des Pfarrers in seiner Gemeinde,
- c) das Schicksal des Hausvaters in seinem Pfarrhaus.

a) Die Sicht des Superintendenten

Ich will hier etwas weiter ausholen. Ich besinne mich noch, wie mich nach 1920 das Los der Kirche des Baltenlandes innerlich beschäftigte. Wie dabei immer wieder die Frage aufstieg: wie wirst Du in ähnlicher

Lage bestehen? Was wird der Weg der Gemeinde in solcher Zeit sein? Jahrelang immer aufs neue hat mich diese Frage bewegt. War es eine Ahnung von dem, was uns widerfahren sollte? Ich spürte, es geht hier um mehr als bloß persönliche Erlebnisse, wo der Mensch Mittelpunkt bleibt, es geht hier um eine andre Dimension, wo Geschichte ein Geschehen wird, das sich abspielt als Begegnung mit dem Herrn, der dann handelt.

1944 im November hatten wir den letzten amtlichen Konvent der Superintendenten unsres niederschlesischen Bezirks. Er tagte in Hirschberg, wo als Superintendentur-Vertreter P. Passauer amtierte, der dann einundeinhalb Jahre später in seinem Pfarrhause bei Kirche Wang von Banditen erschossen wurde und dem ich hier ein dankbares Gedenken widmen möchte. Wir waren bei den Verhandlungen schon etliche Male und damals mit besonderer Dringlichkeit auf die Frage gestoßen: *Was tun wir als Leitung der schlesischen Kirche, als Ephoren, wenn Schlesien Kampfgebiet wird?* Ich weiß noch, wie da die meisten es aussprachen: Wir müßten ausharren und dürften die Gemeinden nicht verlassen. Wir wurden erinnert an einen Amtsbruder im Posenschen, der in der Gefahr geflohen war. Als er dann später zurückkehrte und den Gemeinderaum betrat, wo er seine Stunden hielt, da stand an der Tafel das schwere Wort: „Der Mietling aber flieht.“ (Joh. 10, 13.) So sehr uns diese Aufgabe bewegte, ich mußte doch damals auch das aussprechen: Ich hätte Angst, auch vor der eignen Angst, die mich dann überfallen könnte. Es hat niemand darüber gelacht. Wir haben in den folgenden zwei Jahren manchmal Gelegenheit gehabt, an dies Wort zu denken. Von den etwa 10 bis 12 Teilnehmern des Konvents sind zwei erschossen, einer ist vom Schlege getroffen worden.

Sechs Wochen nach diesem letzten Konvent war es soweit. Die russ. Heeresmacht war in einem von niemand bei uns geahnten Vormarsch nach Oberschlesien eingebrochen. Nicht lange, und der Feind stand vor Breslau. Die Hauptstadt Schlesiens wurde zur Festung erklärt, und schon Anfang Februar 1945 schloß sich der Ring um die Stadt. Währenddessen stieß der Russe auch auf Liegnitz—Goldberg—Jauer, also ganz in unsere Nähe. Täglich mußten wir mit seinem Vorstoß über die 20 km bis zu uns rechnen. Ein Vierteljahr lang dauerte dieser Schwebzustand mit immer neuen Nachrichten schauerlicher Art. Es war schon aufregend, wenn wieder einmal zur Nacht ein Kurier an die Haustür klopfte: Heute Nacht ist Durchbruchsgefahr.

Jetzt geschah folgendes, das hier auch kurz berichtet sei. Die Zivilbevölkerung Breslaus, soweit sie nicht zur Verteidigung geeignet war, wurde entfernt. So ging es auch mit dem *schles. Konsistorium*. Es entschloß sich bereits um den 20. Januar zum Verlassen der Hauptstadt,

ging in die Provinz und nahm zunächst seine Tätigkeit in Görlitz, bzw. Hirschberg auf. Aber nur kurze Zeit. Schon Mitte Februar wurde, wie wir später erfuhren, das Konsistorium als Kirchenbehörde von der Partei aufgelöst und verließ in seiner Gesamtheit Schlesien. *) Es geht in diesem Bericht nicht um ein Urteil über dieses Geschehen. Wer die Situation in Schlesien, wie sie damals war, sich vergegenwärtigt, diese schreckliche, unerwartete Katastrophe mit dem unmittelbaren Eindruck: Hier ist alles verloren, der wird vorsichtig in seiner Stellungnahme sein. Tatsache ist allerdings, daß so der Entwicklung der kirchlichen Geschehnisse in Schlesien eine ganz bestimmte Richtung gegeben wurde. Die schlesische Kirche war zunächst wie führerlos, ohne zentrale Leitung. Und es waren doch noch an die 500, vielleicht noch mehr Geistliche auf ihrem Posten. Einer der Superintenden ten sagte damals etwas bitter ungefähr: „Wir sind verlassen, grade jetzt wo der Mongolensturm hier einbricht.“

Es wird Sache einer besonderen Geschichtsschreibung sein müssen, das Geschehen jener Zeit im kirchlichen Raum Schlesiens in Einzelbildern zu zeichnen, etwa das Katakombendasein der in Breslau zurückgebliebenen Amtsbrüder, das schreckliche Elend der Gemeinden, die mit ihren Hirten in Schnee und Eis auf die Landstraßen ihren Fluchtweg nehmen mußten, Mensch und Tier in gleicher Angst, z. B. auch wenn die Fliehenden aus der Ebene mit ihren Wagen in die Berge kamen ohne rechte Eisen an den Hufen der Zugtiere, ohne Hemme am Wagen, und dann die Fahrt halsbrecherisch steil bergab ging. Wer denkt noch an das Kinderelend auf den winterlichen Straßen, an die Abschiedsszenen, wenn wieder ein Teil Frauen und Kinder evakuiert wurden? Genug, es wurde April, es wurde ein strahlender Frühling nach diesem harten Winter. Noch am 29. April 1945 konnte der Superintendent in der zu seiner Diözese gehörenden großen Gemeinde Kauffung, wenige Kilometer von der Front, wo kein Pfarrer mehr war und wo noch einmal sich alles sammelte, was noch geblieben war, einen vollbesuchten Gottesdienst halten mit nachfolgender Abendmahlsfeier. Die helle, lachende Frühlingssonne tat fast weh beim Gedanken an das, was bevorstand. Es ging noch ein paar Tage, dann fiel der Vorhang. Der Russe besetzte die liebe Heimat. Wir waren auf Monate vom Vaterland abgeschnitten, auf uns selbst gestellt. Keine Eisenbahn, kein Autoverkehr, keine Post! O wie oft haben wir uns damals selbst getröstet: Nur der Weg zum Himmel, der ist noch frei!

Anfang Mai erfolgte auch in Breslau Übergabe der Festung und Waffenstillstand. Nun hingen wir alle wie in der Luft. *Alle staatliche und*

*) Wir hoffen, im nächsten Jahrbuch ein klärendes Wort über den Weg des Breslauer Konsistoriums in den brennenden Monaten der Jahre 1944/45 von berufener Seite zu bringen. Die Schriftleitung.

kommunale Ordnung hörte auf, nur eine Ordnung war geblieben, das war die Kirche. Sie konnte dem Menschen geben, was ihm nun fehlte: Halt und Gemeinschaft. Aber noch immer stand die schlesische Kirche ohne zusammenfassende Leitung. So kam es, daß nach Zustimmung der beteiligten Instanzen der Bruderrat der Bekennenden Kirche die vorläufige Leitung der schlesischen Kirche übernahm und tatkräftig sogleich organisatorisch eingriff.

Es wurden die Räume des Konsistoriums in Breslau gerettet, auch ein gut Teil der Akten. Dekanate als große Bezirke wurden gebildet und Lic. Dr. Ulrich Bunzel, bezw. Lic. Schmauch übertragen. Die Fühlung mit den Gemeinden wurde aufgenommen. Es setzte ein geheimnisvoller Stafettenlauf von Ort zu Ort über weite Gebiete oft ein. Was in diesen Zeiten an Wegstrecken zurückgelegt wurde mit Nachrichten in die entlegensten Teile, das weiß nur Gott allein. Dekan Bunzel erhielt den Namen des „*fliegenden Talars*“, weil er auf seinem Fahrrad im Laufe der Zeit wohl an 10 000 km zurücklegte, stets im Talar, weil das geistliche Kleid einen gewissen Schutz gewährte. Einer der jüngeren Amtsbrüder kam eines Tages in der Soutane eines orthodoxen Geistlichen, ebenfalls zu Rad. Dabei gab es oft Lebensgefahr durch Überfälle oder mißtrauische Posten. Aber es gelang, daß bald ein Netz von Fäden durch die Provinz sich spann. Amtliche Mitteilungen ergingen. Die Verbindung mit der poln. Kirche wurde hergestellt. Konvente konnten langsam wieder eingerichtet werden. Das Kollektenwesen ließ sich ordnen. Kassen wurden eingerichtet und kontrolliert. Die Besetzung der Pfarrstellen wurde auch wieder möglich. Sogar die Regelung der Gehaltsfrage wurde versucht. Das Bewußtsein des Zusammenhalts war wieder gegeben. Nach Jahresfrist tagten die Konvente schon wieder ganz regelmäßig. Ja, es wurde im März 1946 sogar ein *Ephoren-Konvent der schlesischen Superintendenten*, bezw. Vertreter in *Schweidnitz* gehalten, bei dem wohl ca. 40 Teilnehmer erschienen waren. Es war ein seltsamer Auftakt, als wir, eine kleine Gruppe solcher Teilnehmer, nach schwieriger Fahrt auf der polnischen Eisenbahn in Schweidnitz aus dem Zuge stiegen, um zu unserm Tagungslokal zu pilgern. Da trat ein polnischer Mann auf uns zu und verhaftete uns. Wir mußten ihm durch die Straßen folgen in irgend ein Haus, wo er unser Gepäck durchsuchte und uns schließlich wieder laufen ließ. Es wurde dann eine Tagung voll ernster Arbeit, sowohl was die kirchliche Ordnung als auch die theologische Ausrichtung anlangt. Leiter war der Präses Hornig, der später auch das Amt des Bischofs übernahm.

Abenteuerlich und gefahrvoll war stets Reise und Weg zu solchen Zusammenkünften. Das galt auch von dem Kirchenkreise des Bericht-

erstatters. Der Kirchenkreis Schönau ist dadurch gekennzeichnet, daß er sich nicht deckt mit einem politischen Kreise, sondern durch 3, vielleicht gar 4 solcher Kreise sich erstreckt, nämlich die Kreise Hirschberg, Goldberg, Jauer und vielleicht noch Landeshut. Das ergab für die ganze Arbeit in diesen Zeiten besondere Schwierigkeiten, weil bei Verhandlungen immer ein anderer Landrat, bezw. Starost zuständig war. Das fiel besonders ins Gewicht bei Verhaftungen von Geistlichen, Plünderungen von Kirchen und ähnlichen Dingen. Im Kirchenkreis waren ursprünglich 14 Pfarrer, am Kriegsende 5. So mußten *Laienkräfte, Schwestern und Lektoren*, zur Hilfe herangezogen werden. Zu ihrer inneren Ausrichtung, zur gegenseitigen Stärkung fanden monatliche Konvente statt. Groß war das Gefühl der Vereinsamung, besonders als die Evakuierung einsetzte. Solche Zusammenkünfte aber mußten mit großen Opfern und Strapazen erkauft werden. Als Ort der Zusammenkunft diente meist Kauffung. Die meisten Teilnehmer hatten bis dahin einen Weg von 10, 12, 15 und mehr Kilometern. Bei Schnee und Eis, bei schneidendem Wind, bei prasselndem Regen gings da in der Morgenfrühe weg und erst am Abend war die Heimkehr möglich. Da Wälder und Straßen sehr unsicher waren und oft genug Überfälle stattfanden, waren *solche Wege stets ein Wagnis*. Mancher schaute wohl beim Aufbruch noch einmal zurück mit stillem Flehen, ob er wohl sein Haus unbeschädigt wiedersehen würde. Eigenartig dann das Bild solchen Konvents: 25—30 Teilnehmer, in der Hauptsache Pfarrfrauen und Schwestern, erst in der Sakristei der Kirche und später nach Vertreibung des Pastors im kath. Pfarrhaus, in dem dann rührende evangelische Gemeindeglieder irgendeine stärkende Suppe kochten. Trotz aller Not tiefgehende biblische Arbeit, theologische Referate, manchmal sogar heißes Ringen um die Zukunftsaufgaben der Kirche. Zweimal wandert mit uns der Dekan von Niederschlesien, einmal auch Bischof Hornig. *Per pedes apostolorum* ziehen wir am Abend heim, und er erzählt dabei von seinen Verhandlungen mit General Niehoff in Breslau im Mai 1945, es möchte doch wegen Zwecklosigkeit des Widerstandes die Festung übergeben werden, was dann auch geschehen war.

Sollen wir noch reden von den Erlebnissen der lieben Pastoren und nicht zu vergessen der Pfarrfrauen, die oft einsam und preisgegeben die Gemeindearbeit tun, wie oft unter Gefahr für Leben und Ehre? Unvergesslich wirds uns sein, als im Juni 1946 in Kupferberg unser lieber *Amtsbruder Johannes Fiedler* nach langem Siechtum starb. Kaum ein Pfarrer aus der Diözese konnte kommen wegen der großen Evakuierungswelle, die grade über die Gemeinden ging. Unvergesslich das Wort der Jahreslosung als Abschiedsgruß, und daß die eigne Frau des Heimgegangenen den Orgeldienst bei der Feier tat und so dem Ge-

fährten des Lebens auf besondere Weise ihr betendes Lebewohl sang. Und doch: mitten im Chaos bei den unsicheren Straßen, der Schutzlosigkeit, den Wogen von Mißtrauen und sinnlosen Verdächtigungen, wie auf stürmischer Welle das Schiffein der Kirche. Sie lebt! Unter dem Schatten des Allmächtigen! Ists ein Zeichen dafür, daß Amtskleid und Amtsbezeichnung oft ein Schutz sind gegen Angriff und Gewalttat? Ists ein Zeichen, daß die *Kirchen voll sind, auch dort, wo bis dahin Unkirchlichkeit herrschte*? Diesen Zeichen allein ist nicht zu trauen. Wohl ist ein Aufwachen des schlummernden Gotteswortes da, aber der alte Adam verträgt manchen Stoß und bleibt doch am Leben. Er führt ein paar fromme Tage ein, und im übrigen ändert er seine Lebenshaltung nicht. Nein, wenn die Kirche Lebenszeichen gibt, dann nur, weil Jesus lebt und in Seiner Gnade gerufen hat. Er muß die Mitte sein.

b) Der Aufgabenkreis des Pfarrers in seiner Gemeinde

Auch hier geben vielleicht einige Bilder, die sich für jede Gemeinde in ähnlicher Weise zeichnen lassen, die Wirklichkeit am besten wieder. Als auf unsrem Rathaus die rote Fahne mit Hammer und Sichel hochging, da gings doch wie ein Stich durchs Herz. Da war es ganz deutlich: unsre geliebte, schöne, schlesische Heimat war nicht mehr deutsch. Als bald darauf der Ort von Russen besetzt wurde und russische Einquartierung bekam — man sprach von Strafkompagnien und 3000 Mann —, da war kein Zweifel mehr möglich. Rund um den Ort Barackenlager, im Elisabethstift eine Sauna für die Truppen, der Schulhof voller Wagen und Pferde mit Reitern mit mongolischen Schnurrbärten. *Kein deutscher Laut auf der Straße!* Und die Nächte! Damals ist mir aus der hl. Schrift wichtig geworden, daß nicht bloß die Tage, sondern auch die Nächte wichtig sind im Leben der Gottesmenschen, und daß wichtiger als Tagebücher Nachtbücher sein könnten. Bei allem, was geschah und schaurig unvergeßlich bleibt, immer der Stachel im Herzen: Haben wir ein Recht, uns zu empören angesichts der Schuld, die auf unserm Volk lastet? Es wäre jetzt ein Leichtes, eine Reihe von Schreckenserlebnissen zu erzählen, sie haben wahrlich nicht gefehlt. Ich möchte etwas anderes versuchen und schildern, wie wir auch bei Russen und später nach der polnischen Besetzung bei Polen Schutz und Hilfe, ja *wunderbare Bewahrungen* erfuhren, „unter dem Schatten des Allmächtigen“.

Eines Tages ist Parade der Russen beim Bahnhof. Der Pastor im Talar muß da vorbei, um einer Schwerkranken das heilige Abendmahl zu

spenden. Er kommt an dem Platz vorüber, wo grade eine Gruppe von Offizieren sich niedergelassen hat. Was wird geschehen? Plötzlich erheben sich sämtliche Offiziere mit einem Ruck und — salutieren! — Eine junge Frau, seit Jahren leidend und ans Bett gefesselt. Es stürmt ein Unhold herein, ladet noch seine Waffe und will sich auf die Wehrlose stürzen, die betend auf ihrem Lager ringt. Da fällt sein Auge auf das Leuchtkreuz an der Wand. Er stutzt, er sinnt, und plötzlich verändert sich sein Gesicht. Er beugt sich nieder, küßt der Kranken die Hand und geht still fort. —

Die Arbeit des Amtes war dadurch erschwert, daß infolge des Krieges viele Pfarrstellen unbesetzt blieben und jeder Pastor ein oft sehr großes Gebiet zu betreuen hatte. So konnte es geschehen, daß eines Tages der Pastor den Befehl bekommt, sich im Nachbardorf bei dem polnischen Bürgermeisteramt zu melden. Er findet dort alles in hellster Aufregung und hört mit Entsetzen, daß in der Kirche hinter der Kanzel Jagdmunition versteckt war und gefunden worden ist. Der Pastor hat natürlich keine Ahnung, aber er wird haftbar gemacht. So wird er festgehalten und gilt als verhaftet. Wie soll er deutlich machen, daß er schuldlos ist? Da gibts dunkle Gedanken! Während er noch so grübelt, geht die Türe auf, und eine polnische Sekretärin kommt herein, die auch etwas deutsch spricht. Sie kennt den Pastor aus den vorangegangenen Wochen, sie ahnt den Zusammenhang. Nach einem kurzen Gespräch darf der Pastor heimgehen zu den Seinen, die garnicht wußten, was geschehen ist. Wer schickt diese Sekretärin zu rechter Stunde? —

Was gab es da für Gottesdienste? *Die Kirche war der einzige Raum, wo Deutsche sich versammeln durften. Da war nicht bloß Passivität des Hörens, da war Bewegung. Sursum corda!* — Das wurde damals Wirklichkeit. Heute könnte einen schon die Wehmut packen beim Gedanken an jene Zeit! Da war kaum ein Platz leer im Gotteshause. Wie trafen die Lieder sich mit dem Herzensgebet der Geängsteten! „Der Herr hat mein noch nie vergessen!“ Was waren das für Abendmahlsfeiern! Hunger nach Gemeinschaft, nach Erquickung, nach der Gegenwart des Herrn, trieb uns hinein und zusammen. So gabs Verbundenheit, und wie es Bischof Lilje einmal sagte: „der Friede Gottes war wirklich und gegenwärtig, wie man eine Hand fühlt.“ — Auch hier ein Erlebnis. Die Gemeinde ist versammelt zum Tisch des Herrn. Die Feier neigt sich schon dem Ende zu. Da plötzlich Geräusch an der Eingangstür. Polnische Miliz kommt herein, schwerbewaffnet, und nimmt mit in der Kirche Aufstellung. Da will doch die Angst aufflackern bei der Gemeinde und dem Pfarrer. Mit geheimen Beben beten wir weiter und singen unser Lied. Da geschieht wieder etwas Unerwartetes. Mit im Gebet sinken die polnischen Milizmänner auf ihre Kniee. Die

Gemeinde kann still und angstbefreit aufatmen und nach dem Segen des Herrn nach Hause gehen. „Unter dem Schatten des Allmächtigen!“ Besonders bedeutsam waren uns auch der 20. und 21. September 1945. Da kamen nicht unerwartet die *Schwestern des Mutterhauses Miechowitz mit ihrem Seelsorger Pastor Zilz*. Aus ihrer gesegneten Arbeit von den Stätten, wo alles noch an Mutter Eva von Thiele-Winkler erinnerte, zwangsevakuiert suchten sie in Jannowitz Zuflucht. Wir konnten ihnen Notunterkunft im Pfarrhaus und Elisabethstift geben, das teilweise leer stand. Am Sonntag darauf stand Pastor Zilz auf der Kanzel der Jannowitzer Kirche und sprach unter Tränen von dem bitterschweren Abschied aus dem Mutterhause. Es war dann ein ungewohnter Anblick, wenn jeden Morgen etwa 30 Schwestern mit den Hausbewohnern im Pfarrhaus sich versammelten zur Morgenandacht und dann zu der recht mageren Kartoffelsuppe. Wieviel Unbequemlichkeiten, Umstellungen, Beängstigungen gab es da zu überwinden für alle Beteiligten! Aber es war auch eine große Stärkung der Gebets- und Glaubenskraft für die Gemeinde, den Bruder und die Schwestern so nahe zu wissen, obs bei Gottesdienst war oder in der Pflege von Kranken. Pastor Zilz hat sich unermüdlich neben seiner übrigen Arbeit sofort zur Verfügung gestellt und auf schwierigen und gefährdeten Landwegen in der Betreuung der umliegenden Gemeinden geholfen, bis auch er uns im April 1946 verlassen mußte. Inzwischen fand die Schwesternschar noch eine besondere Heimat und Aufgabe. Der leitende Arzt des Sanatoriums, das lange dem russischen General und seinem Stab als Wohnung gedient hatte und grade freigeworden war, ein prächtiger Besitz mit erstklassiger Einrichtung, die größtenteils erhalten war, bot diesen Besitz dem Mutterhause gegen geringes Entgelt zum Kaufe an. Es war eigentlich ein großherziges Geschenk, und wir ehren dankbar das Gedenken dieses Arztes Dr. Dietzsch, der 1952 ganz plötzlich aus vollem Schaffen heraus an einer Operation gestorben ist.

Im Hauptgebäude dieses Komplexes war ein Typhuslazarett eingerichtet und dort wurden die Schwestern sogleich eingesetzt und die andern Häuser gaben schöne und ausreichende Unterkunft. Freilich auch nur bis zur Besetzung durch einen polnischen Arzt und eine polnische Schwester. Aber es war ein Werk, an dem auch Mutter Eva ihre Freude gehabt hätte. Was gabs dort für stille, gesegnete Andachtsstunden, die auch fortgeführt wurden, als die polnische Belegung kam. „Unter dem Schatten des Allmächtigen!“ Wie groß ist die Gnade, wenn sie uns mitten in Not und Bangen Arbeit gibt! So war der Herr in der Mitte der Gemeinde, und Sein Wort blieb nicht stehen, sondern lief. Immer war Bewegung, auch durch die täglichen Kurzandachten, die wir jeden Morgen, 8 Uhr, in der Kirche hielten.

Es kam dann die Zeit, da war die Arbeit in der Gemeinde gekennzeichnet durch das Wort Abschied. Was in der Seele eines Seelsorgers vor sich geht, wenn er die ihm anvertraute liebe und geliebte Herde so dezimiert werden sieht, so Stück für Stück von dannen getrieben oder in großen Teilen arm und traurig fortziehen, oft in herzerreißendem Abschiedsweh, davon sei geschwiegen. Die Gemeinde umfaßte 1945 wohl noch an 2 000 Seelen. 1946 im Herbst waren es kaum noch 100. Was liegt dazwischen. Sie ziehen fort, die Frauen, die Männer, die Kinder. Auch die Kirchenältesten, auch der schwergeprüfte Kirchenpatron! Allein im Sommer an 1 200! Zurück bleibt ein kleiner verschüchterter Rest! Alle 500 m ein Deutscher!

Dazu gabs schließlich noch einen Abschied. Das war das *Scheiden von dem geliebten Gotteshaus!* Eines Tages erschien der polnische kath. Geistliche, der der Gemeinde zugeteilt war, und forderte unsre Kirche, weil die katholische Kirche zu klein sei. Er kam mit anderen polnischen Männern und verlangte Entscheidung. Inzwischen war die eigne Gemeinde ganz klein geworden. Der Pole war höflich und anständig. So habe ich in einer Versammlung dieser Kommission auf unser Gotteshaus verzichten müssen, und die Polen haben es übernommen, haben es neu geweiht, mit bunten Lichtern geziert, manches verändert, und der Pfarrer konnte nun von seinem Fenster die polnischen Gottesdienste aus seiner eigenen Kirche hören. Es war aber keine Gewalttat dabei. Die kleine evangelische Gemeinde bekam dafür die bisherige kath. Kirche leihweise überlassen. Dort haben wir dann unsre letzten Gottesdienste gehalten.

Bei allem Bitteren, was in dieser Zeit geschah, gesegnet seien die Hände des Polen, die wir über der polnischen Bibel trafen, und der dem Pfarrer einen Korb Kartoffeln schenkte, — er ist bald danach heimgegangen! Gesegnet auch die Frau, die in größter Not nach einer Beerdigung im Nachbardorf dem Pfarrer ein Päckchen in die Hand drückte mit den Worten: „Uns gehts jetzt gut und Euch schlecht, darum diese Gabe!“ Es war ein halbes Pfund Butter. Gesegnet die Polen auch, die dem sterbenden Kirchvater letzte Labung und Stärkung liebevoll reichten! Wer lenkt die Herzen! „Unter dem Schatten des Allmächtigen“ geschah auch solches.

c) Das Pfarrhaus

Das ist der kleinste Kreis bei der Arbeit des Ephorus und Pfarrers. Aber wie das Pfarrhaus ist, davon hängt viel ab für all das vielgestaltige Wirken nach außen. Da muß es ein kleines Heiligtum geben, wie arm so ein Seelsorger werden kann und werden muß, wenn sein Herr Ego erschüttert wird und zerbrechen soll. Das sind die Begegnungen

mit dem lebendigen Herrn, für die der Jakobskampf, der nächtliche, das große Urbild ist. Dort wird das Überwinden geübt, ja exerziert! Dort werden Gelübde getan, die nachher auch bezahlt sein wollen. Wenn der Tod droht, und er kann doch so grauenvoll sein, wenn die Hände leer sind und das Herz auch, da geht dann alles ganz persönlich zu. Da hilft keine Theorie, kein Wissen, denn jeder muß seinen Tod sterben, muß seinen Glauben haben, seine Begegnung mit dem Auferstandenen haben — da wird alles neugelernt, auch das Beten. Da wird das Beten-können ein Geschenk, ein Luftholen in der Höhenluft Gottes, und das Beten-dürfen ist dann, wie ich es einmal las, eine neue Existenz. Und noch mehr die seelige Erfahrung: „Du erhörst Gebet!“

Ins stille Heiligtum des Pfarrhauses kommt mancher, der in solcher Not nicht fertig wird. Ich denke an die lieben katholischen Kapläne, die als Einquartierung 1945 noch kamen und so sehr nach Stärkung verlangten. — Ich denke an die Kinder, die weinend gelaufen kamen: Helfen Sie uns beten, man hat unsern lieben Vater ins Gefängnis geholt. — Ein lieber Kirchenältester kommt mit angeschwollenem Gesicht. Er ist am hellen Tage auf der Straße niedergeschlagen worden. — Ich denke an die vielen, vielen Mädchen und Frauen, die von Russen und Polen Gewalttat erlitten hatten, und die in ihrer Not und Verzweiflung im Pfarrhaus Schutz und Aufrichtung suchten — und auch fanden: „Unter dem Schatten des Allmächtigen.“

Wer zählt die Menschen alle, die in solchen Wochen und Monaten durch das Pfarrhaus ziehen. 25 Personen, das war oft noch wenig, die drin wohnten, es waren manchmal auch 40, die unter dem Dach des Hauses weilten: vom Kind bis zum Greis. Täglich schließt sich die Hausgemeinde zu besonderer Andacht zusammen und befiehlt sich dem Schutz des Allmächtigen. So auch an dem Tage, als die polnische Miliz das Haus kontrolliert und die Bewohner vertreiben will. Dabei mißtrauisch fragt nach dem Grunde solcher Versammlung. Da geht es plötzlich dem Offizier auf, er legt seine Hände zusammen, sagt: O ich weiß! Er wußte, wir waren zum Beten zusammengekommen und — durften bleiben.

Eines Tages schließt eine der müden Pilgerinnen im Pfarrhaus die Augen zum ewigen Schlummer. Ihr stilles Gesicht wird uns Hilfe. Es hält die zurück, welche eindringen wollen, die Angst der Typhusgefahr stand dahinter und wir konnten wieder danken! Unter den Pilgern, die einkehrten, steht einer besonders lebendig im Gedächtnis. Es war ein armer Landser von mehr als 40 Jahren. Er kam aus russischer Gefangenschaft, und mit wundgelaufenen Füßen. Es ist Dezember, kurz vor Weihnachten, und der arme Mann war ganz krank. Trotz strengem Verbot behalten wir ihn im Hause, damit er sich ein paar

Tage erholen kann. Am letzten Tage will er entfernte Verwandte, die im Ort sein sollten, aufsuchen. Dabei wird er von einem besonders schlimmen Kommissar gefaßt und in den Gefangenenkeller gebracht. Darauf Haussuchung bei uns durch eben diesen Kommissar und drei weitere Bewaffnete. Mit Drohungen dringen sie ein. Sie finden nichts Wesentliches. Wir kommen in ein Gespräch. Der Pfarrer sagt, daß auch ein Pole ein Bruder in Christus sein kann. Sie tasten nichts an und gehen schließlich, wobei der Kommissar vor dem Kruzifix im Hausflur salutiert. Der Pfarrer wagt, für den armen Verhafteten zu bitten. Sie gehen lachend davon. Aber wenige Stunden später ist unser Flüchtling wieder bei uns, ohne daß ihm ein Haar gekrümmt wurde. — Ein schier unfasslicher Vorgang. Wie sich dann des Herzens Bewegung löste und wir miteinander auf die Knie fielen, das war nur ein neuer Ausdruck für die wunderbare Erfahrung: „Unter dem Schatten des Allmächtigen!“

Wie wir satt geworden sind? Es war wohl oft mager, und mancher Gegenstand mußte für Pfennige verkauft werden um ein Brot, ein paar Kartoffeln oder etwas Mehl. Aber ich glaube nicht, daß in all den andern Jahren jemals soviel köstliche Pilze in unserm kalten Strich gewachsen sind wie in diesem Notjahr. „Du bereitest vor mir einen Tisch im Angesicht meiner Feinde!“ Ach, da ist wohl einer niedergefallen auf sein Angesicht, wenn er im Walde solch prächtige Familie von Steinpilzen fand, würzig, gesund! Auch das ist Erinnerung, die nicht dem Vergessen weichen darf!

Wir haben den polnischen katholischen Pfarrer in unser Pfarrhaus bekommen. Er hat uns kein Leid zugefügt, wenn wir freilich auch ihm unsre Habe zur Verfügung stellen mußten.

Modersohn sagt einmal in seiner „Hausapotheke“ zu manchen göttlichen Verheißungsworten: G.e. = geprüft und erprobt! — Wir dürfen es zusammenfassend sagen: Es ist geprüft und erprobt, was es heißt: „Unter dem Schatten des Allmächtigen“ sein!

Der Anhang kann jetzt kurz sein, der von dem *eigenen Scheiden* handelt. Am 11. November 1946 schlug die Stunde, da wir noch einmal zurücksahen von der Höhe auf Pfarrhaus und Kirche, und dann durch Schnee und Eis mit fast dem letzten Trupp der Gemeinde den 16 Kilometer langen Weg zum Bahnhof Hirschberg antraten. Mit uns die Schar der Schwestern. In Hirschberg bei hartem Frost eine schlimme Nacht im Lager. 70 Menschen in einem nicht sehr großen Raum. Am 12. November durch die polnische Kontrolle, wo das Gepäck teilweise sehr eingehend durchsucht und noch mehr verkleinert wurde, eine stundenlange, sehr anstrengende Prozedur. Ebenso die Leibesvisitation. — Dann der Pfarrer als Waggonältester in einem der Viehwagen mit 35 Menschen. Nach vielen Tagen bei wenig Schlaf und Essen, schließ-

lich in Suhl (Thür.) im Quarantänelager untergebracht. Fast 2000 Menschen in diesem Fabrikgebäude, 550 in einem Saal: schlafend, essend, rauchend, tanzend, skatspielend, singend, seufzend, schreiend. Die Bettstätten übereinander, Bretter mit dünner Strohschicht, je 50 cm Breite. Das gab Kleinkrieg zwischen denen, die Grenzüberschreitungen vornahmen, unter mehr oder weniger interessierter Teilnahme der Nachbarn. Toilettenverhältnisse in Bahn und Lager unbeschreiblich! Ärztliche Betreuung sorgsam, verständnisvoll und hilfreich. In einer Ecke starben Menschen, in einer andern tanzten sie. — In all diesem Durcheinander dennoch jeden Morgen eine kleine Schar, die sich um das Kruzifix über den Betten sammelte, mit einem Lied auf den Lippen, und an jedem Abend eine ganz große Schar voll Verlangen nach Trost und Ewigkeitsluft im Grauen der Zeit. Erquickend auch, als uns der örtliche Frauenchor an einem der Feiertage die Lieder sang: „Auf Adlers Flügeln getragen“ und „Weiß ich den Weg auch nicht, Du weißt ihn wohl“.

Dann wieder Abschied von den letzten Gliedern der Gemeinde. Wieder unsäglich mühsame Reise über Erfurt, Nordhausen, Wernigerode. Und dann nach weiteren abenteuerlichen Fahrten über Lüneburg nach dem lieben Schwabenland, wo der Oberkirchenrat Stuttgart so schnell und freundlich die Tür auf tat zu neuer Arbeit in neuer Heimat, die im Juli 1947 angetreten werden konnte.

Vorbei! Vorbei! — Aber des Herrn Wort bleibt in Ewigkeit!

Bruno Poguntke

(früher Jannowitz, jetzt Nagold, Schwarzwald)

V. Durch die Tschedei

Es waren Tage höchster Spannung und Erwartung, als im Februar 1945 der *Flüchtlingsstrom* auch durch unsere Ortschaft ging. Ein endloser Zug von Wagen und Fußgängern, von großen Rinder- und Schafherden bewegte sich vom Zobten her in unser Dorf. Es war bitter kalt und der Schneesturm fegte über die Felder. Ich entsinne mich noch an eine Nacht, da wir etwa 3000 Flüchtlinge in unseren Häusern beherbergten, während andere, die nicht mehr Raum fanden, die Nacht im Freien zubringen mußten. Ein alter Mann war auf dem Wege von Kl. Bielau nach Seiferdau im Wagen erfroren. Ich habe ihn auf unserem Friedhof beerdigt ohne Grabgeleit, selbst seine Frau konnte an der Beerdigung nicht teilnehmen, weil sie sonst ihren Treck verloren hätte.

Bald schlug auch für uns die Stunde, da wir die Heimat verlassen mußten. Wir hatten viel Einquartierung im Pfarrhaus. Es war Mitter-